



Im Kampf gegen das Virus nutzen Politiker wie Trump auch unlaudbare Mittel, um die eigene Beliebtheitskurve nach oben zu lenken.

MIKE BLAKE / REUTERS

Wir sind nicht im Krieg

Brachiales Vokabular ist in der Corona-Pandemie en vogue. Das ist folgenreich. Von Paul Widmer

Die Weltpolitik kann man mit zwei Begriffen erschliessen: mit Krieg und Frieden. Der eine Begriff ist positiv besetzt, der andere negativ, vergleichbar mit Gut und Böse in der Moral, mit Schön und Hässlich in der Ästhetik oder mit Gewinn und Verlust in der Wirtschaft.

Der Krieg ist kein Ziel. Er bedeutet immer, dass man etwas Positives verliert, nämlich den Frieden. Niemand will einen Krieg, auch eigentliche Kriegstreiber nicht. Als Bismarck bezichtigt wurde, bewusst auf einen Krieg mit Frankreich zuzusteuern, soll er kaltblütig geantwortet haben, er suche nicht den Krieg, sondern den Sieg. Mit anderen Worten: Er wollte die Vorteile, die ein Frieden auf einer neuen Grundlage dem Siegreichen verschafft.

Der Krieg ist ein Mittel, um mit einem äussersten Kraftakt eine Entscheidung herbeizuführen. Er hebt die Regeln aus, die in einer Friedensordnung gelten. Töten ist nicht nur erlaubt, es ist geboten. Der Krieg ist eben, siehe Carl von Clausewitz, eine Fortsetzung der Politik, jedoch mit anderen Mitteln.

Irreführende Rhetorik

Wenn niemand einen Krieg will, kann man dasselbe nicht von der Kriegsrhetorik sagen. Staats- und Regierungschefs finden daran Gefallen. Sie beschwören gern den Krieg, auch wenn weit und breit kein Feind in Sicht ist, auch wenn kein einziger Soldat auf einen anderen schießt. Mit Krieg hat das alles wenig zu tun. Aber viel mit Metaphern. Diese evozieren höchste Gefahr, entschlossenen Kampf und Sonderrechte für den Kommandierenden.

Seinerzeit rief Präsident Lyndon B. Johnson zum Krieg gegen die Armut auf. Jüngst erklärte Uno-Generalsekretär Antonio Guterres der Energieverschwendung den Krieg. Besonders gefragt ist die Metapher zur Bekämpfung von Krankheiten. Richard Nixon trommelte zum Krieg gegen den Krebs, später gegen die Drogen.

Und nun kommt die Coronavirus-Pandemie. Kaum ein Staats- oder Regierungschef, der nicht die Kriegsmetapher bemühte. Chinas Präsident Xi Jinping gelobte, einen Volkskrieg gegen das Virus zu führen. Donald Trump möchte

neustens in die Rolle eines «wartime president» mit absoluten Vollmachten schlüpfen. Und Emmanuel Macron beschwor in ein und derselben Rede Mitte März nicht weniger als sechsmal den Krieg gegen den unsichtbaren, unfassbaren Feind, der kontinuierlich vorrückt.

Der Kriegsbeschwörung widerstehen nur wenige. Bundesrat Alain Berset kam bisher ohne martialische Rhetorik aus. Und der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat sich ausdrücklich von seinem französischen Kollegen distanziert und betont, die Pandemie sei kein Krieg. Keine einzige Nation kämpfe gegen eine andere. Vielmehr sei es eine gemeinsame Herausforderung, die mehr Solidarität unter den Nationen erfordere. Bezeichnenderweise sprach ein Präsident so, der kaum über Exekutivgewalt verfügt.

Warum gefällt den Regierenden die Kriegsmetaphorik? Das hängt eben mit den Mitteln zusammen, die im Krieg erlaubt sind, im Frieden jedoch nicht. Das Notrecht gibt ihnen mehr Macht, als die reguläre Gewaltenteilung vorsieht. Kommt noch hinzu, dass sich mehr Macht auch politisch auszahlt. Mit gutem Krisenmanagement winkt der Lorbeerkrantz.

Der eigenmächtige Staat

In Krisenzeiten schätzt die Bevölkerung entscheidungsstarke Politiker. Auch jetzt schnellen die Beliebtheitskurven von Trump, Macron oder Merkel hoch, nachdem sie lange auf tiefem Niveau vor sich hingedümpelt haben. Allerdings dürfte die Zustimmung oft weniger mit den einzelnen Machthabern zu tun haben als mit einem neu gewonnenen Vertrauen in den National- und Sozialstaat. Nach all den Demütigungen, die eine forcierte Globalisierung den Nationalstaaten zufügte, begrüssen es viele, dass sich in der Not der eigene Staat wieder als die entscheidende Stütze herausstellt.

Das Gerede von einem Krieg im Zusammenhang mit der Coronavirus-Epidemie ist unangebracht. Erstens ist es unmoralisch. Was Krieg ist, weiss jeder. Es ist ein Bild nicht nur vom Tod, sondern von Schrecken, Gewalt und Zerstörung. Siehe Jemen oder Syrien. Man sage die-

sen Leuten, die mitten im Krieg stehen, wir befänden uns auch in einem Krieg! Es wäre unanständig, eine Verharmlosung ihrer Leiden. Und im Ersten Weltkrieg wusste man auch, was Krieg ist: der tödliche Kampf zwischen den Nationen um die Vorherrschaft in Europa – und nicht die Spanische Grippe, obschon diese mit 40 Millionen Opfern mehr Tote forderte als der Krieg mit seinen 20 Millionen Soldaten und Zivilisten.

Zweitens verleitet die Kriegsmetaphorik zu falschen Schlüssen. Sie suggeriert, die verfassungsmässige Ordnung mit ihrer Gewaltenteilung reiche nicht

Misstrauen wir dem
Ruf nach mehr Macht.
Die Erfahrung lehrt,
dass, wer viel Macht
hat, noch mehr will.

mehr aus; die Exekutive benötige, um handlungsfähig zu sein, Sonderrechte wie im Krieg. Doch Vorsicht. Heute hat sich niemand gegen einen militärischen Angriff zu wappnen. Bei der Bekämpfung einer Epidemie zählt anderes: Verhinderung und Eindämmung der Seuche und vor allem die Zustimmung der Bevölkerung zu den erforderlichen Massnahmen. Diese erreicht man besser, wenn man Volk und Parlament in die Beschlüsse einbezieht, statt sie mit Notrecht auszuschliessen.

Punktuell mag Notrecht unumgänglich sein. Aber nur punktuell und zeitlich eng begrenzt. Ein gewaltenteiliges System bedarf der Kontrolle durch das Parlament. Sonst nistet sich in der erweiterten Machtfülle Missbrauch ein. Notrecht ist Gift für ein republikanisches Staatswesen: für die Demokratie, den Föderalismus und die Eigenverantwortung.

Im letzten Jahrhundert installierte die Schweiz zweimal ein Vollmachtenregime. Beide Male klammerte sich der Bundesrat weit länger ans Notrecht, als es erforderlich war. Nach dem Ersten

Weltkrieg verzichtete er erst drei Jahre nach dem Krieg auf das Recht, Notverordnungen zu erlassen. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg zögerte er die Rückkehr zur Normalität hinaus. Es bedurfte des Drucks von unten. Das Volk forderte ihn 1949 mit einer Initiative auf, zur direkten Demokratie zurückzukehren.

Unter dem Vollmachtenregime fasste die Regierung auch Beschlüsse von weitreichender Tragweite, ohne dass das Volk dazu etwas zu sagen gehabt hätte. So führte der Bundesrat 1915 eine zeitlich befristete Kriegssteuer ein. Doch nach dem Krieg hob er sie nicht auf. Als direkte Bundessteuer besteht sie heute noch. Notstandsrecht führt stets zu einem starken Anstieg der Staatstätigkeit und einer Schwächung des Föderalismus.

Die neue Anspruchshaltung

Besonders arg unter die Räder gerät in der gegenwärtigen Krise die Eigenverantwortung. Vor einigen Wochen noch schickten sich verschiedene europäische Regierungen an, die Auswüchse des Sozialstaates mit Budgetkürzungen zu stutzen, auch die französische. Nichts davon bleibt. Eine beispiellose Geldschwemme hat den Sparwillen wie ein Sandschloss am Meer hinweggespült.

Sogar in der Schweiz befürchten betuchte liberale Unternehmer, zu kurz zu kommen, wenn sie nicht auch die hohle Hand nach dem Staat ausstrecken. Ein jeder will vom Geldregen profitieren. Bis diese gesteigerte Anspruchshaltung korrigiert ist, wird es lange dauern – wenn überhaupt.

Was tun? Weisen wir als Erstes eine dramatisierende Metaphorik zurück. Sie bringt nichts. Misstrauen wir sodann dem Ruf nach mehr Macht. Die Erfahrung lehrt, dass, wer viel Macht hat, noch mehr will. Macht ist eben, wie Jacob Burckhardt sagte, an sich böse, eine Gier. Engagieren wir uns stattdessen mit voller Überzeugung für das geltende Recht. Das ist, zugegeben, langweilig, aber immer noch das Zuverlässigste.

Paul Widmer ist Diplomat, freier Publizist und Autor u. a. von «Die Schweiz als Sonderfall» und «Diplomatie. Ein Handbuch» (beide NZZ Libro).

Hygiene in Scherben

Auf Glas überleben Viren länger

SABINE VON FISCHER

Das Virus wird nach vier Stunden schwächer, oder nach 48, vielleicht auch erst nach vier Tagen, niemand weiss es. Unter anderem hänge die Lebensdauer des Coronavirus von den Oberflächen ab, schreiben die Experten: Es überlebe womöglich nur wenige Stunden auf Papier, aber vielleicht Tage auf Glas oder Metall. Die Zeitung also dürften wir demnach gefahrloser in die Hand nehmen als das Material, das in der Auffassung der Moderne für den Durchbruch der Hygiene schlechthin stand: das Glas.

Auch der Arzt, so dichtete der Autor und Zeichner Paul Scheerbar im Jahr 1914, habe «ein grosses Interesse» am Bauen mit Glas. Der geschmolzene Quarzsand sei eine hygienische Alternative zum traditionellen Mauerwerk, in dem der Backsteinbazillus laure. Je glatter, desto sauberer also. Und erst noch schützt Glas vor der Witterung, ohne das Licht zu tilgen. Enthusiastisch läutete Scheerbar für sich und seine Zeit die «Glasarchitektur» ein und widmete ihr ein Buch mit 111 Oden.

Glatt, aber nicht lustig

Die Glaskultur verband den glasbegeisterten Dichter mit dem Architekten Bruno Taut, der ihm dann seine farbig schillernde Glaskuppel widmete: Das prismatische Polygon war die Attraktion der Kölner Werkbundaustellung von 1914. Es hätten sich «bereits grosse Industrien gebildet, die wohl eine grosse Zukunft in allernächster Zeit haben könnten», lobte Scheerbar die gläserne Pracht der Glasbausteine, die so stark wie Eisengerippe sein könnten und, «feuersicher und Licht durchlassend».

Die Ultraviolettstrahlung wurde verehrt, lichtdurchflutete Räume wurden angepriesen. Die Sonneneinstrahlung diene der Gesundheit, draussen wie drinnen. Ludwig Mies van der Rohe berühmter Barcelona-Pavillon von 1929 führte das Auge an den Horizont, als ob es gar keine Wand mehr gäbe. Mies' Glas, so durchsichtig wie Luft, war eine Art gebautes Nichts. Aber der Mythos wurde zerschlagen, als die spätere Rekonstruktion vielerlei Spiegelungen zeigte. Für den Architekten Josep Quetglas war der Pavillon sogar «Der gläserne Schrecken». Seine glatten Oberflächen erschienen ihm als «Abgrund», dem alle Heilsversprechen abhandengekommen waren.

Rainer Maria Rilkes Sonette an Orpheus erscheinen in diesem Licht wie der sanfte Auftakt für den Horror, der dann im späten 20. Jahrhundert mit der Glasarchitektur verbunden wurde: «Spiegel: Noch nie hat man wissend beschrieben, / was ihr in euerm Wesen seid. / Ihr, wie mit lauter Löchern von Sieben / erfüllten Zwischenräume der Zeit.»

Ein Mythos in Scherben

Die Glasarchitektur verlor ihre Anhänger. Man musste sich vor der Sonne schützen, auf der eigenen Haut mit einer Crème gegen Sonnenbrand und in Gebäuden mit einer Beschichtung gegen die Wärmeeinstrahlung. Die Sonnenanbetung in Glashäusern kam aus der Mode, und von Hygiene dank der Architektur redete niemand mehr. Rilkes Spiegel und mit ihnen alle Gläser lassen uns ratlos, wenn wir wissen möchten, welche Oberflächen nun gefährlich für unsere Gesundheit seien. Womöglich tagelang könnten – wir wissen es nicht – kleine Erreger auf dem einst für seine hygienischen Vorteile gerühmten Glas sitzen.

Der Traum einer Glasarchitektur, wie Taut sie sich einst erdachte, liegt in Scherben. Glas ist nicht wie Luft und auch nicht das Nichts. Es spiegelt vor unseren Augen, und berührt von unseren Händen könnte es noch Unheimlicheres tun. Glas ist eben doch nicht unsichtbar, die winzigen Viren mit Kronen-Namen aber schon. Da wünscht man sich direkt die Backsteinbakterien und den für jeden Laien sichtbaren Schimmel zurück. Diese leben zwar länger als die Coronaviren, sind aber auch besser erkennbar.